

Paul Sappeler

## Zur Lehrhaftigkeit der ›Treuen Magd‹

Ich habe mich möglichst vor allem Didactischen  
gehütet und es durchaus in ein poetisches Leben  
einzugeisten gesucht.

(Goethe am 6. April 1830 an Johann Friedrich  
Rochlitz, WA IV,47,8)

Wenn man schon aus fast allen Erzählungen etwas lernen kann, so soll man es in besonderer Weise aus Erzählungen vom Exempeltyp, die ja eine Lehre explizieren und ihre Gültigkeit in einem Handlungsteil belegen oder 'beweisen'. Die Exempelerzählung gilt als ein recht urtümliches literarisches Phänomen, in der Regel glatt gefügt und einfach zu deuten. Beim Märe ›Die treue Magd‹<sup>1</sup> liegt das Moment des Belehrens auf der Hand, der Zusammenhang von Lehre und dargestellter Handlung ist offensichtlich, und so sollte das hübsch erzählte Stück der Deutung keinen Widerstand entgegensetzen. Eine Miszelle dazu sei einem Freund zum 65. Geburtstag verehrt, der die Lehrhaftigkeit nicht nur in der sogenannten Lehrdichtung zum Gegenstand der Betrachtung macht, sondern noch mehr in der Poesie, wo auch Goethe sie erträglich fand; möge er die leichte Gabe freundlich aufnehmen.

### Gebet

Der Prolog kündigt an: Auf Reisen durch eine Welt, die ja nicht wohlwollend sein muss, ist Beten hilfreich. Ein junger *scriver*, die Hauptfigur der folgenden Geschichte, war erfolgreich dank seiner Gewohnheit, täglich zwei Gebete zu sprechen, morgens zum dreifaltigen Gott, abends zur Heiligen Gertrud, der Patronin der Reisenden.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Die wesentlichen Daten zu dem Märe stehen bei Hanns Fischer, Studien zu deutschen Märendichtung, 2. Aufl., Tübingen 1983, S. 372f. (B 80).

<sup>2</sup> Der Text wird in der Herstellung des eben beginnenden Köln-Tübinger DFG-Projekts ›Edition und Kommentierung der Versnovellistik des 13. und 14. Jahrhunderts‹ zitiert. – Im Zentrum soll hier in diesem Beitrag die Version der niederdeutschen Handschrift b<sup>3</sup> stehen (Berlin, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Mgo 186, Bl. 27r-42v

- 1 Nu horet algelike:  
se sin arm ydder rijke,  
wil he de lant buwen,  
he ensal syk nicht laten ruwen,  
5 he enmerke, wat yk sage:  
jo settet he uppe de wage  
beyde levent unde gud.  
neyn man weyt der werlde mud;  
se ys leyder los genoch.  
10 doch sal eyn man wesen kluch  
unde don, als eyn scriver dede:  
he sprak alle dage twe bede.  
des morgens, wan he solde uth gen,  
so gink he myd bedende hen,  
15 dat god durch sine namen drey  
one makede van allen jamer vry.  
wan dat an den avent trad,  
dat ander beth he denne bat  
der eyn hemelik ydder lut  
20 der hilgen sunte Gertrud,  
dat se ome schope herberge gut.  
yk mene wal an mynen mud,  
hedde <he> dat sulve beth <nicht> gedan,  
dat were ome jamerliken gan.  
25 wo deme scriver lang,  
dat sage yk ju, hedde yk des dang.

Der junge *sriever*, zu Hause schon ein lernbegieriger und mit rascher Auffassung begabter Schüler, hat sich für die Laufbahn des Gelehrten/Geistlichen entschieden und wird von seinem reichen Vater zum Studium nach Paris geschickt. Auf dem Weg dorthin reist er erst mit Kaufleuten zusammen, ist dann gezwungen, allein zu reiten, *drowelik* („betrübt“), und er betet am Morgen:

---

[1431]), gelegentlich soll ein Blick auf die weit weniger prägnante hochdeutsche Redaktion in m (München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 714, Bl. 63v–74r [3. Viertel 15. Jh.]) und k (Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Cod. K 408, Bl. 184ra–186vb [1425–30]) fallen. Von den früheren Ausgaben, die b<sup>3</sup> berücksichtigen, ist die Friedrich Heinrich von der Hagens am leichtesten erreichbar (Gesamtabenteuer Bd. 2, Nr. 42, S. 315–331). Karl Schmidt (Zu niederdeutschen Gedichten der Livländischen Sammlung, Programm Elberfeld 1901) möchte den Text noch etwas mehr niederdeutsch machen, als er ist. Klaus Wilhelm Wollenweber trifft in seiner Dissertation (Zwei Mären des Spätmittelalters in Parallelausgaben mit Kommentar. I: Die treue Magd, II: Der Pfaffe in der Reuse, 2 Bde, Indiana 1976) wohl das Richtige, wenn er die niederdeutsche Fassung für die ursprünglichere hält und die eigentümliche Sprachmischung vor allem in den Reimen als Folge hochdeutscher Literaturtradition im Niederdeutschen erklärt.

157 nu moge gy horn, wo he bat.  
 he sprack: »eya, vater Jhesu god,  
 wene du behodest, de ys behot.  
 do dat durch diner namen dry  
 unde make my van sorgen vry!«

Am Abend – die Sonne *ging to golde* – ist er noch drei große Meilen von der nächsten Übernachtungsgelegenheit entfernt.

168 do screy he overlud:  
 »eya, juncvrauwe sunte Gertrud,  
 do my guder herberge kund,  
 dat yk beholde myne sunt!  
 (171 sunt „Gesundheit“)

Die Heilige hilft. Sie verschafft ihm Herberge und dazu ein erotisches Vorkommnis, vielmehr (im Sinn des Autors) eine veritable Liebesbegegnung. Wenn dieses Wirken der Heiligen Gertrud von Nivelles anstößig sein sollte, wird das doch teilweise durch das weniger funktionale vorhergehende Morgengebet zur Dreifaltigkeit, der höheren religiösen Instanz, entschärft. Das Mechanische der Gebetserhörung am Abend wird erzählerisch dadurch abgemildert, dass sie in günstige Zufälle gekleidet wird: Der Schreiber wird auf den Hof eines reichen Ritters seitab der Straße (*verne by der syden* 183) aufmerksam, weil er eine Hirtin Lämmer und Schweine dorthin treiben sieht. Als ihn dort die Dame des Hauses wegen Abwesenheit des Hausherrn und möglichen Geredes der Leute zuerst nicht aufzunehmen geneigt ist – sie führt das Gespräch von oben durch ein Fenster –, identifiziert ihn ein auf dem Hof auftauchender Knappe, ein ehemaliger Diener seines Vaters, und legt Fürbitte ein, den Zufall, *selsen mere*, geradezu für eine Fügung Gottes erklärend:

280 he sprack: »vrauwe, sint dit nicht selsen mere,  
 dat one god gesent hefft here?  
 sinem vader yk lange gedenet han;  
 de ys so gar eyn ryke man,  
 dat borge unde lant sin egen sin.  
 285 yk bidde ju, leve vrauwe myn,  
 dat gy one van dissem avende nergen lan.«

Zum Erfolg trägt schließlich auch die persönliche Liebenswürdigkeit des jungen Mannes bei.

Wieder aufgenommen wird das Gebetsprogramm der Erzählung noch zwei Mal. Am Morgen kehrt der Hausherr zurück, begleitet von zwei Brüdern der Dame. Er befiehlt der (hier erstmals aus der Menge des Gesindes heraustretenden) Magd seiner Frau, in der Stube, in der sie sich alle aufhalten, zu heizen, fragt, wer in dem verdeckten Bett liege, und schickt die Magd aus, die Frau aus ihrem Schlafzimmer zu holen. Die Magd merkt, dass nicht nur der Schreiber, sondern das Paar in der Stube schläft. Sie erweist nun ihre

Treue zur Herrin, indem sie eine List zur Rettung der Liebenden findet. Sie zündet nämlich mit einer geschickt ins Freie gebrachten Kerze die nahe Scheune an, und als die Männer zum Löschen eilen, kann sie das Paar wecken. Kurz bevor der Verzweifelten diese List einfällt, kommt der Erzähler auf die Gebetswirkung zurück:

501 yk mene, myn vrauwe sunte Gertrud,  
de de scriver des avendes an bat,  
de gaff der juncvrauwen eynen rat ...

Wenig später zum dritten (562–565), als der allen willkommene lebenswürdige Gast mit den Männern von einem geselligen Ausritt zurückkehrt, betet er heimlich *in sunte Gertrudis ere*, ohne dass man erfährt, zu welchem Zweck und mit welchem Erfolg; vielleicht geschieht es mit Blick auf eine weitere Beherbergung, nämlich die bevorstehende Begrüßung durch die Hausfrau, die ihn dann allerdings nur um Stillschweigen bittet. Dieses Gebet ist nicht mehr so spezifisch auf den Zuständigkeitsbereich der Heiligen Gertrud bezogen, aber das Programm wird durchgehalten.

Zu diesem Frömmigkeits-Minne-Zusammenhang passen zwei Äußerungen der Dame, die zunächst etwas rätselhaft sind, aber auf gottgewollte Leiden anspielen. Beim Abendessen mit dem jungen Mann verschlägt ihr die entstehende Minne den Appetit, sie empfindet Schmerz wie ein Fisch an der Angel: »we gerne yk by ju sete, / uppe dat gy deste bet eten, / nu wil dat god also nicht han« (330–332); sie geht schlafen und kehrt nach weiteren Qualen zurück zum Bett des *scrivers* in der Stube. An der anderen Stelle wird weniger erklärt; als die Dame, eben vom Schlaf aufgestanden, schnell hinausgeht und den Hausherrn und ihre beiden Brüder begrüßt, antwortet sie auf die anscheinend auf genauer Beobachtung beruhende Frage eines Bruders »wo bistu also unvro?«, ohne dass von ihrer Gemütsstimmung vorher oder nachher die Rede wäre, nur so: »jo wil dat god aldus han.« Man kann raten, was an der *unvroen* Verfassung schuld war: Unwillen wegen der Störung des Liebeszusammenseins durch die Ankömmlinge, Trauer wegen der Trennung am Morgen nach der Liebesnacht, Furcht vor Entdeckung, eine allgemeine *tristitia*;<sup>3</sup> das Gemeinsame dieser Seelenregungen sollte man aber in jedem Fall wie an der früheren Stelle im Leid der Minne suchen.

<sup>3</sup> Vielleicht ist der Hinweis auf *triste*, *triure* in Gottfrieds ›Tristan‹ (Ranke) 1999–2003 etwas hoch gegriffen. Vgl. dazu Christoph Huber, Wort-Ding-Entsprechungen. Zur Sprach- und Stiltheorie Gottfrieds von Straßburg, in: Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. Festschrift Hans Fromm, Tübingen 1979, S. 268–302; vgl. ferner: ders., Gottfried von Straßburg: Tristan, Berlin 2000, S. 54–56 und 59. – An Gottfried erinnern übrigens die Nähe des Erzählers zu seinen Figuren (dazu unten) und entfernt auch eine Stileigentümlichkeit: Öfters wird ein Vers gleich darauf so variiert, dass ein Wort aus dem Versinnern zum Reimwort wird.

## Treue

Der Exempelcharakter des Märes wird nicht wesentlich beeinträchtigt durch ein weiteres Thema, das der Treue im Dienst, das, seltsam schief, erst im Epilog benannt wird. Es ist an die das Paar rettende Magd gebunden. Diese wird erst in Vers 417 eingeführt (*do quam de maget tegen ome* [dem Hausherrn] *uth*) und tritt so, in der Rolle der Helferin, überhaupt erst im letzten Drittel der Erzählung auf. Sie lässt ihre Herrin nicht im Stich und wird dafür zur Titelfigur gemacht und mit starken Worten als vorbildlich dargestellt:

606 Nu hebbe yk ju de mere gesaget  
 unde heyt ›de truwe maget,  
 de durch truwe nu vruchte den dot.  
 des bidde wy alle den leve(n) god  
 610 unde de edelen vryen,  
 de mylden moder Marien,  
 dat uns nummer werde schin  
 der ewygen helle pin;  
 unde wan wy komen an den dach,  
 615 dar syk neyn man vorbergen mach,  
 he enmote vor gerichte gan,  
 dat wy an truwen vaste stan,  
 als disse maget orer vrauwen  
 was an oren denste truwen.  
 620 des helpe uns allen de mylde god  
 durch sinen bittern dot  
 unde durch sine hilgen dre namen.  
 nu spreket alle amen!

Man wird dem Erzähler das Recht zugestehen, einmal das Gebet und dann die Treue zu loben, aber es ist doch befremdlich, dass Pro- und Epimythion so entschieden auseinander laufen. Immerhin erinnern die Schlussverse der ganzen Erzählung mit ihrer Mahnung zur Treue an frühere Gebetsworte (15 und 160).

*miles – clericus*

‘Bewiesen’ durch Exempel wird eine weitere Programmatik, und das steigert den didaktischen Anspruch des Märes entschieden; sie wird aber nicht vom Ende her expliziert. Noch vor dem Auszug von Hause möchte der *scriver* etwas erfahren über *der werlde syrhейt*, die Schönheiten und Freuden der Welt. Drei Knechte seines Vaters treten nun jeweils für eine Lebensform ein und preisen einerseits Ritter (Stichwörter sind Ehre, Tjostieren und Kämpfen, *durch leve steter mud, tucht*, Reichtum und Pracht), andererseits Gelehr-

te (d. h. *papen*: *hoge kunste*, ein bequemes Leben ohne Mangel, dazu *loff und ere*) und drittens – Frauen; sie hätten den Vorrang vor den anderen.

- 58 de knecht sprack: »sunt gy my vragē,  
yk wil ju des berichten wal,  
60 wat men vor de besten kesen sal;  
dar na mach eyn leven  
unde lust der werlde heven:  
dat sint vorsten unde edele hern;  
de leven an groten eren  
65 unde ok to allen tyden  
durch lust dustern unde stryden.  
se hebben durch leve steten mud  
unde an dem lande manige tucht gud,  
beyde sulver unde golt,  
70 dure stene, kleder manichvolt;  
de sint stolt unde vrisch.«  
eyn ander sprack: »yk geven den papen hogeren pris,  
de syk vlyten jummere  
an hogen kunsten sere;  
75 so leven se myd gemake  
unde hebben nenes dingē brake.  
se vorwerven myd der lere  
van den luden loff unde ere;  
boven ritter unde knapen  
80 dat beste loff geve yk den papen  
nu unde to allen tyden.«  
de derde sprack: »yk mach des nicht lyden,  
vor ritter unde vor knapen  
unde vor den lerdē papen  
85 love yk de werden vrauwen tzart,  
gesyret na mynichliker art,  
de alle sorge swaken  
unde manige vraude maken;  
dat mach men alle dage schauwen.  
90 den hogesten pris geve yk den vrauwen.«<sup>4</sup>

Der kluge *scriver* kommt mit der seltsamen Trias zurecht, er wählt die zweite Option, *kunste*, und entscheidet sich damit gleichzeitig im Sinn der dritten, denn für die Jugend sei es passend,

<sup>4</sup> Der Zeuge m reduziert die Rede der drei Knechte (samt der vorausgehenden Frage des *scrivers*) auf drei Verse: *einer sagt von hoher ér, / der ander von guter lér, / der dritt von schönen frauwen* (in etwa Vers 64, 77 und 89/90 von b<sup>3</sup>), ohne dass die Sprecher überhaupt als Knechte eingeführt worden wären. Der Zeuge k steht m nahe; er setzt wegen Blattverlusts erst mit dem zweiten der drei aus m zitierten Verse ein.

97 »dat men tzartzen vrauwen denen sal;  
 unde nener lude men mer vint  
 den der, de geleret sint,  
 100 de dat vorwar menen,  
 dat se hovesschen vrauwen denen.«

Die Gelehrten sind es, die sich am besten auf höfischen Frauendienst verstehen. Das Thema *hovesch*, *hovesscheyt* wird immer wieder aufgenommen (194, 226, 317) und spielt eine wichtige Rolle sogar beim Fazit der Geschichte unmittelbar vor dem Epilog. Die Handlung wird nämlich – untypisch für Mären – durch ein vertiefendes Nachher abgerundet, durch das Motiv der weiteren Schicksale, die sich hier als Erinnerung konkretisieren. Zwar führt die Bitte der Dame, der Geliebte solle auf dem Rückweg wieder zu ihr kommen, zu nichts weiter, aber nach der Trennung des Liebespaars unter Lachen und Weinen (*se schededen syk myd lachen. / doch se beyde leyten / dat water uthe den ogen vleten* [591-593]) wird der *scholere* in Paris *an kunsten eyn groter man*, und *wan he to der lexien solde gan, / [...] myd vrunttheyt he jo der vrauwen dachte, / de ome gut hadde gedan* (598-602). In diesem Erinnerungszusammenhang ist vom Erzähler eine Bezeichnung für das Ganze, für den Kern der Geschichte gefordert. Man würde vielleicht irgendetwas wie ‘Abenteuer’, ‘geschickt genutzte Gelegenheit’, ‘Pikanterie’ erwarten, wenn nicht gar (von der Dame aus gesehen) ‘Verführung des naiven Jünglings’ oder gar ‘Ehebruch’. Das alles wäre viel zu grob und von außen geurteilt und gar nicht im Sinn des Erzählers.<sup>5</sup> Für ihn sind die Ereignisse ganz im Gegenteil von Gott begünstigte *hovessche ding*:

603 deme god noch der salde gan,  
 deme mach an hovesschen dingen  
 noch rechte wal gelingen.

Der Erzähler enthält sich der Beurteilung, er stellt nur Gelingen fest, und daran wird deutlich, wie nahe er seinen Figuren ist, wie säuberlich er eine Art Innenperspektive wahrnt. Das gilt sogar ansatzweise für die Nebenfiguren, von denen er keine der Lächerlichkeit preisgibt. Die Erzählung erweist sich so nicht glattweg als Exempel, sondern legt eine differenziertere Sicht nahe.

Die Befähigung der Gelehrten zu höfischem Verhalten wird im Verlauf der Handlung öfters im Detail angesprochen. Schon anfangs zu Hause stehen die Unterhaltungsfähigkeiten des Schülers in enger Verbindung mit seiner Gelehrsamkeit (44-46): *dar to* [nämlich zu seiner raschen Auffassung beim Lernen] *was he so togentzam, / wor he eyns henne quam, / myd tuchten he dat makede, / dat men dicke lachede*. Wieder ruft seine Beredsamkeit Lachen hervor, als er mit der Dame im Kreis der Mägde beim gemeinsamen Abendessen sitzt. Die Schönheit der Dame regt ihn an:

<sup>5</sup> Vgl. Anm. 7.

309 so mynnichlik de vrouwe was,  
 dat se den scriver dar to bant,  
 dat he selsene rede vant,  
 dat se alle mosten lachen.

Und augenblicklich stellt sich die Wirkung ein: *de vrouwe van den sulven sachen/van ome wart se gar untsund* (wohl „entzündet“, 313f.). *Togentlike, sute word*, die zudem *temelik unde sacht* wie auch *hovelik* und *tertlik* sind (205, 225f., 266), charakterisieren den Redeanteil des jungen Gelehrten an dem Gespräch, in dem er die Dame um Aufnahme als Gast bittet; sogar einen Bezug auf Buchgelehrsamkeit stellt er her, als er sich über die vorläufige Abweisung mit einer Redensart tröstet:

243 »wes nicht wesen mach,  
 yk hebbe dat uth den boken lesen,  
 wes nicht mach wesen,  
 dar na sal eyn („einer“) nummer ringen.«

Der Vergleich von Ritter und Geistlichem hinsichtlich der Liebesfähigkeit ist ursprünglich wohl ein vagantisches Motiv. Es liegt etwa dem Streitgedicht ›De Phillide et Flora‹ zugrunde, das mehrfach, auch als Carmen Buranum 92, überliefert ist, und ebenso dem Carmen Buranum 82, in das ein Mädchen-Streitgespräch über dieses Thema eingelagert ist.<sup>6</sup> Die Argumentation und die Perspektive sind im Märe eine andere als dort. Der stärkste Unterschied aber besteht wohl darin, dass der Vergleich in den lateinischen Gedichten auf ein (sich objektiv gebendes) Urteil hinausläuft, im Märe hingegen das Thema zwar implizit durchgeführt wird, der Erzähler jedoch, der sonst fast übermäßig auf explizite Belehrung bedacht ist, den Bezug der Handlung auf die anfänglich breit ausgeführte Wahl zwischen den Lebensformen zu erklären vermeidet. Dabei ist der Bezug deutlich: Er besteht in der Gegenüberstellung des gelehrten *scrivers* mit dem ritterlichen Ehemann und den Brüdern; die Frau ist sich, als die Männer alle zusammen nach dem geselligen Ausritt zurückkommen und die gewohnte Begrüßung ansteht, ihrer Vorliebe für einen von ihnen durchaus bewusst – eine zarte Andeutung von (subjektivem) Urteil:

566 do se kwemen in rijden,  
 des de vrouwe plach to allen tijden,

<sup>6</sup> Carmina Burana, hg. von Alfons Hilka und Otto Schumann, Heidelberg 1930–1941. – Carmina Burana. Texte und Übersetzungen. Mit den Miniaturen aus der Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothee Diemer, hg. von Konrad Benedikt Vollmann, Frankfurt am Main 1987. – Kleine wörtliche Ähnlichkeiten des Märes mit ›De Phillide et Flora‹ könnten Abhängigkeit anzeigen, aber auch gegenstandsbedingt zufällig sein; vgl. z. B. V. 69f. mit 23,4 *aurum, gemmae* (allerdings dort auf die Ritter, hier auf die *clerici* bezogen) oder V. 456–458 (s. unten) mit 39,2 [*clericus*] *viles spernit operas, fateor, et duras*.



ok se des do nicht enleyt,  
 de vrouwe se alle willekomen heyt,  
 570 also se to allen tijden plach.  
 god weyt wal, wene se levest sach.

Ebenso implizit ins Thema passen auch die Gespräche von Ehemann und Brüdern über Schreiber-Körperlichkeit, als sie Körperteile der Frau aus dem Bett hervorlugen sehen, eine Partie, von der noch die Rede sein soll.

*arm – bant*

Die Themen des Märes stehen nicht im Gegensatz zu einander. ‘Nutzen des Gebets’ und ‘Erfolg des Gelehrten’ kann man im Verhältnis von Taktik und Strategie sehen, ‘Treue’ widerspricht beidem nicht. Doch die Massierung und Vielfalt von Belehrung, das Aussetzen der Explizitheit bei dem Thema, das man am ehesten als übergeordnet oder zentral empfindet, eine Disproportioniertheit der ineinander verschränkten Themen, die kuriose Trias von Lebensformen, wo nur zwei zur Wahl stehen, all diese Schiefheiten zeigen Distanz zum Exemplarischen und schränken den Exempelcharakter der Erzählung ein, ja sie lassen den Leser erahnen, dass die so stark herausgekehrte Belehrung ein leichthin veranstaltetes Lustspiel zu einem ernststen Thema, wenn nicht gar eine feine Ironisierung des literarischen Typs sein könnte.<sup>7</sup> Keines-

<sup>7</sup> Die ›Treue Magd‹ scheint nicht ganz in das von Klaus Grubmüller (Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006) erarbeitete Bild von der Übersteigerung und Zurücklassung des einfachen Typs des exemplarischen Märes zu passen; so gehört sie nicht zu den Typen, wo durch Wiederholung die Eindringlichkeit des Beweisverfahrens gesteigert werden oder durch Anreicherung eine Abrundung erreicht werden soll, aber auch eine Störung des Demonstrationscharakters die Folge ist. Von anderer Art sind auch die Mären, besonders die Heinrich Kaufingers, die das exemplarische Erzählen radikalieren und denunzieren („Aushöhlung und Unterminierung“, S. 179) und für die Grubmüller die schönen Überschriften „Zynische Subversion“ und „Erkenntnis und Wahnsinn“ findet (der Autor lasse „die lehrhafte Gattungserwartung untergehen in einer Atmosphäre des Schreckens“, S. 187; er radikalisiere „das exemplarische Erbe des Märe [ ], um es außer Kraft zu setzen“, S. 191). Weil also keine passende Rubrik bereit steht, könnte man bei der ›Treuen Magd‹ versuchsweise von einer Übererfüllung des Exemplarischen mit unerwarteter Aussparung der Explikation in einem Teilbereich sprechen. Jedenfalls ist der die Exempelerzählung ursprünglich kennzeichnende Zusammenhang von Ordnungsverstoß und Strafe nicht zu sehen. Ein Modell, nach dem eine Gesellschaft funktionieren könnte, wird erst recht nicht propagiert, wenn auch der Erzähler anfangs mit der Gegenüberstellung von Lebensformen diesen Eindruck erweckt; wo es darauf ankäme, fehlt dann die Verallgemeinerung des Konkreten. Lebt in dem Märe noch die Exempeltradition? Lächelt uns hier die Sinnlosigkeit der Welt entgegen? – Der beim Märe manchmal angenommene Bezug auf zeitgenössische Diskurse über Verhaltensregeln und Moral (etwa über Ehebruch und Ver-

wegs sind diese scheinbaren Schwächen eine Folge von Ungeschick. Das Märe ist erzählerisch so genau und fein gearbeitet, dass sogar textkritische Arbeit möglich erscheint. Als Beispiel diene die Partie, in der sich Ehemann und Brüder über das unterhalten, was sie von dem im Bett liegenden Schreiber zu sehen glauben. Zunächst der Text ohne Eingriffe, aber mit Interpunktion:

De vrauwe hadde uth der deken strecket  
 440 orn arm, dat men ore sach.  
 tohant de jongeste broder sprach:  
 »sege, leve swager myn,  
 segestu ju eyenen arm so fin,  
 so du machst schauwen, dat sege yk dir,  
 445 van witter hut als hir?«  
 he sprack: »swager, yk sege dy dat,  
 dat nenen luden ys bat.  
 se endorven nicht vele sorgen  
 unde ok nicht borgen.  
 450 dat mach wal wesen ore hogeste qual,  
 wo se schonen vrauwen denen wal.«  
 de broder sprack tohant:  
 »se, leve broder, welk eyn wit hant!  
 segestu ju ene hant so suverlick?  
 455 he sprack: »swager, weystu nicht,  
 dat scriver weke hende han,  
 wente se gripen selden an  
 exen unde hauwen.  
 dar umme lat din schauwen  
 460 unde lat ome hebn sin gemack.«

Die Gesprächsszene, die dem einleitenden Bericht 439f. folgt, besteht aus einem zweimaligen Austausch von Frage und Antwort. Anstoß erregt zunächst, dass 453 ein *broder* angeredet wird, die Antwort sich aber 455 an einen *swager* richtet; der parallele Dialog zwischen dem jüngeren der beiden Brüder der Frau und dem Ehemann, die ja Schwäger sind, in den Versen 442–451 ist in Ordnung. Der Mangel ist beseitigt, wenn man 453 *swager* für *broder* einsetzt.<sup>8</sup> Ferner sollten die Brüder in den Redeeinleitungen unter-

---

führbarkeit) müsste sich denn später in der realen Rezeption eingestellt haben; darüber wissen wir nichts, könnten höchstens selber in solche Diskurse eintreten, verfehlten aber die Reaktion des vom Erzähler gelenkten intendierten Rezipienten gröblich. – Hartmut Beckers (<sup>2</sup>VL 9,1034–1036) findet die oben zitierten Fazit-Verse 603–605 „hart an der Grenze zur Parodie“; er meint, „die diese Grenze überschreitende Lc 16,11 [recte Apc 2,9?] persiflierende Schlußbemerkung“ 614–619 sei sekundärer Zusatz (die zuspitzenden Verse 618f. fehlen in mk; Beckers neigt dazu, die nd. Langfassung insgesamt für originalferner zu halten).

<sup>8</sup> Denkbar wäre allerdings, dass einer der Brüder den Schwager in besonderer Vertrautheit als *broder* anredet (so lassen es Wollenweber und Schmidt stehen), wahrscheinlich

scheidbar sein, dem *jungsten broder* von 441 (der vielleicht besser der *jungere* wäre) also in Vers 452 *de <ander> broder* oder auch *de <elder> broder* gegenübergestellt werden. Die Verse 452f. lauten also:

de <ander>/<elder> broder sprack tohant:  
 »se, leve swager, welk eyn wit hant! [...]

Die hochdeutsche Überlieferung m und k geht mit diesem hergestellten Text zusammen, sei es durch Übernahme von Ursprünglicherem, sei es durch Vermutung eines Redaktors,<sup>9</sup> und so steht es auch bei von der Hagen (mit *anner* 452 nach mk) in der Ausgabe.

Anlass zum Eingreifen war an der besprochenen Stelle eine Verwirrung der Dialogführung. Anders verhält es sich 440, wo eine grammatisch-syntaktische Unzulänglichkeit vorliegt: *ore* muss eine Form des Personalpronomens der dritten Person oder ein Possessivpronomen sein, bleibt so aber ohne Bezug. Zwei Besserungsversuche seien in Betracht gezogen, erstens der Ersatz von *ore* durch *one* („so dass man ihn [den Arm] sah“)<sup>10</sup> und zweitens die Ergänzung von *hant* hinter *ore* („so dass man ihre Hand sah“). Der erste Versuch kann sich auf die hochdeutsche Überlieferung mk stützen: *Dye fraw het (Do het sie k) zum pett außgerekt / Iren (Ein k) arm, das man yn sach*. Der Schreiber von b<sub>3</sub> (oder ein Vorgänger) hätte dann einfach nur einen glatten Text seiner Vorlage zu einem ungrammatischen gemacht, indem er das maskuline Pronomen durch ein feminines ersetzte, ohne dass irgendeine sprachliche Zielvorstellung, ein Motiv für seine Änderung sichtbar wäre. Demgegenüber ist ein Wortausfall viel wahrscheinlicher (zumal vor *tohant* des nächsten Verses), auch wenn er ein wichtiges Substantiv betrifft. Hinzu kommt eine inhaltliche Erwägung: Im ersten Fall ist nicht ausgemacht, dass man außer dem Arm auch die Hand sehen kann, was man der folgenden Szene als uneingeführte Information entnehmen müsste; die Angabe, der unter der Decke hervorgestreckte Arm sei sichtbar, hat etwas Dumpf-Tautologisches. Im zweiten Fall wären die Fragen nach Arm und Hand auf klare Weise vorbereitet, und das entspricht ganz dem Erzählstil der niederdeutschen Fassung. Was mk bieten, wird man also kaum für die Vorlage beanspruchen. Auf die richtige Weise geheilt wird der Vers demnach durch die Ergänzung von *hant*:

439 De vrauwe hadde uth der deken strecket  
 orn arm, dat men ore <hant> sach.

Jetzt wird der Reiz der auf die beiden Körperteile bezogenen doppelten Frage und der jeweiligen beschwichtigenden Antwort des Ehemannes, der sich

aber ist diese die Szene verwirrende Anrede eine knapp zurückliegende Verderbnis. Schmidts weitere Überlegungen zur Stelle sind nicht überzeugend.

<sup>9</sup> Auffällig ist, dass k den ersten Dialog ebenso durcheinander bringt wie b<sup>3</sup> den zweiten: *Der ein bruder zu dem ander sprach: / »sag, lieber bruder mein, / [. . .]« (44 ff.)*

<sup>10</sup> So auch Schmidts Text.

so kundig gibt, erst wirklich sichtbar; die Zweiheit der Brüder wird plausibel,<sup>11</sup> die Erzählung erscheint ein weiteres Mal wohlgefügt. Der Dialog ist auch schon das komischste Stück des ganzen Märes,<sup>12</sup> aber von freundlicher, zurückhaltender Komik, und der Hausherr, der im Listschema der betrogene Ehemann wäre, behält seine Würde und erscheint nicht als der List-Geschädigte, weil von der Ehefrau keine List ausgeht. Niemand wird verlacht, das Lachen gehört, wie oben bemerkt, zur Beredsamkeit des *scriver*s und ihrer Wirkung.

Betonen muss man, dass die Eingriffe nicht durch das Ziel eines schönen Textes motiviert sind, sondern durch offensichtliche Mängel der Überlieferung, durch relativ junge Verderbnisse auf der Oberfläche des Textes, unter der sich das Richtige (weil noch Verständliche) erahnen lässt. Die Verderbnis in Vers 440 ist von dem Typ, der in der Regel im weiteren Verlauf der Texttradition bald korrigiert wird, meist durch irgendeine Redaktorenvermutung, selten einmal durch Rückgriff auf eine gute Quelle. Es sieht so aus, als hätte der Redaktor von mk mit einer Vorlage gearbeitet, die den Wortausfall von b<sup>3</sup> aufwies, und hier ohne besonderes Geschick nach etwas Naheliegenderem gegriffen. Wenn das zutrifft, gibt es also Grund zur Vermutung, die hochdeutsche Version des Märes sei von der niederdeutschen abhängig, eine Vermutung, die sich nicht bloß auf einen Vergleich der erzählerischen Qualität der beiden Redaktionen zu stützen bräuchte. Auch dieser Vergleich fiel allerdings zugunsten der niederdeutschen Fassung aus.

<sup>11</sup> Weniger plausibel sind drei Brüder, allerdings solche des Ehemannes, die ihn ohne einleuchtende Rollenverteilung antreiben, der Ehre seiner Frau nachzuforschen, in Jacob Appets Schwankmäre ›Der Ritter unter dem Zuber‹ (Fischer, Studien B 5; Hans-Friedrich Rosenfeld, <sup>2</sup>VL 1,413f.). Text hg. von Heinrich Niewöhner, Neues Gesamt-abenteuer, 2. Aufl., Dublin, Zürich 1967, S. 158–169; hg. von Klaus Grubmüller, Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, Frankfurt a.M. 1996, S. 544–565. Der ritterliche Liebhaber, der im gleichen Raum wie die vier beim Feuer essenden Männer unter einem Zuber versteckt ist, kann fliehen, als diese ein von der Helferin, einer benachbarten *brotbeckin*, angezündetes *schiuurlin* löschen.

<sup>12</sup> Im Märensinn komisch ist allenfalls noch, dass der Hausherr, als er vom Löschen der Scheune zurückkommt, die rechtzeitige morgendliche Rückkehr nach Hause als Glück für den Scholaren bezeichnet, der leicht hätte verbrennen können, wo sie doch dem Paar eher nur Störung brachte (540–551).